

Friedrich Carl Fischer

Familie als Tor zur Humanität

Die Stellung der Kindheit bei Kierkegaard

Der Mensch ist von Natur aus in die Notwendigkeit der Begegnung gestellt. Als Glied einer durch die Natur vorgegebenen und von der Kultur zur Aufgabe erhobenen, geordneten menschlichen Beziehungsgemeinschaft, der Familie, macht er in der Begegnung mit dieser Gemeinschaft und in der Beziehung zu ihr, wenn auch zuerst unbewußt, so doch nicht minder weiterwirkend, seine ersten subjektiven Lebens- und Selbsterfahrungen¹.

Bereits vor seiner Geburt, aber für die Gemeinschaft erst nachher wahrnehmbar, greifen seine ursprünglich nur fordernden Triebäußerungen und Verhaltensweisen mitbestimmend in das Verhalten derer wirksam ein, die seine „Nächsten“ sind. Normale Verhältnisse vorausgesetzt, verhalten sie sich von da ab nicht mehr nur zueinander, sondern gemeinsam jetzt auch zu ihm. Fürsorgend wenden sie sich ihm zu als einem ihnen in Liebe und Pflicht verbundenen Wesen. Ihre Verhaltensweisen, zum größten Teil bewirkt durch seine geäußerten Triebansprüche, und besonders die Art und Weise, wie diese von ihnen beantwortet werden, wirken folgerichtig auf ihn zurück. Sie bestimmen – wenngleich wiederum lange Zeit unbewußt – seine weiteren Reaktionsweisen, d. h. sein Verhalten ihnen und sich selbst gegenüber.

Es sind uns von Kierkegaard wertvolle Hinweise erhalten, in denen er auf die psychologische Bedeutung dieser wechselseitigen Verwobenheit von Wirken und Bewirktwerden hingewiesen hat, nicht zuletzt auf ihren strukturbildenden Charakter in der Frühphase des menschlichen Lebens. Diese Hinweise verdienen deshalb besondere Beachtung, weil sie sich auf eine soziologische Vorgegebenheit beziehen, die nach Kierkegaard nicht nur von lebenswichtiger psychologischer, sondern auch von religiöser Bedeutung für die Individualentwicklung eines Menschen ist, nämlich auf die Vorgegebenheit jener Gemeinschaftsform, in der das Kind seine ersten Beziehungserfahrungen mit der menschlichen Gesellschaft macht: der Familie.

Es ist Kierkegaards Verdienst, daß er als einer der ersten gesehen und bekundet hat, daß nur von der Intaktheit der Familie aus der einzelne, die Gesellschaft und die Menschheit als ganze den Weg zur Sinnerfülltheit des Lebens finden können, weil der Weg, der in das Leben führt, bei allen Geschlechtern, Völkern und Rassen für den

¹ Sören Kierkegaard, Gesammelte Werke (Jena 1909–1929) XI 137 (im Text zitiert mit Band- und Seitenzahl).

einzelnen immer durch das Tor der Familie geht, die – wie später Zola in einem seiner Romane geschrieben hat – „eine Menschheit im kleinen“ ist.

Was für Kierkegaard „Familie“ und „Gesellschaft“ bedeuten, wird einsichtig, wenn wir in einer seiner Tagebuchnotizen lesen: „Der Sinn des Wortes: daß das Weib dem Mann zur Gesellschaft gegeben wurde, ist gewiß nicht der, daß das Verhältnis zum Weib bloß als solches die Gesellschaft war; es ist sicherlich dabei an das Geschlechtsverhältnis gedacht, an die Nachkommenschaft, und in diesem einfältigen Sinn wird vom Weib gesagt, sie ist die Gesellschaft und bringt die Gesellschaft mit sich.“ Auf die weitere Frage: „Was ist in der Idee ‚Gesellschaft‘?“ antwortet Kierkegaard: „Es ist nicht die Vereinigung von mehreren Gleichaltrigen, es ist eher eine Einheit, die [und das ist aufschlußreich für Kierkegaards Stadienlehre im Hinblick auf die Lebensalter] in der innigsten Verbindung zugleich die verschiedenen Alter zeigt. So Schwiegereltern, Mann und Frau, Kinder in den verschiedenen Altersstufen, das ist eigentlich Gesellschaft. Das ist ‚die Gesellschaft‘ und auch die schöne Einheit. Jedes Alter für sich hat eine exzentrische Möglichkeit – darum geben die verschiedenen Alter das Korrektiv füreinander ab.“²

Urvertrauen und Religiosität

Im Kreis der größeren oder kleineren Familiengemeinschaft, in dem vorgelebten Für- und Miteinander von Menschen, die, obgleich sie verschiedenen Geschlechtern und unterschiedlichen Altersstufen angehören, liebevoll und fürsorglich zusammenleben und selbst aus Spannungen immer wieder in die Harmonie zurückfinden, gewinnt das Kind nach Kierkegaards Ansicht die für sein ganzes Leben bedeutungsvolle, aller bewußten Lebenserfahrung vorausgehende Grundgestimmtheit seines Wesens. Jene Grundgestimmtheit, die im Gefühl des Vertrauens zum Leben und im Gefühl der Geborgenheit seine spätere religiöse Glaubensgrundlage bildet. Nicht anders wollen die Worte Kierkegaards verstanden sein: „Wenn irgendwo, gilt von der Religion, daß man das Beste als Kind lernt; hat man als Kind keinen festen Grund für seine religiöse Entwicklung bekommen, so läßt sich das später nicht wiedergutmachen“ (IV, 133).

Daß hier unter dem festen Grund für eine religiöse Entwicklung von Kierkegaard nicht der bestimmte Inhalt einer Glaubenslehre gemeint ist, sondern allein das einem Menschen in Liebe und Güte vermittelte Urerlebnis – es gibt etwas in der Welt, das „pistis“, d. h. Vertrauen, einflößt, es gibt über alle Widersprüche und Gegensätze des Seins hinweg eine alle diese Gegensätze einende Liebe, es gibt etwas, an das man glauben kann und muß –, das wird deutlich, wenn wir in einer Tagebuchstelle von ihm lesen: „Der beste Beweis für die Unsterblichkeit der Seele, für die Existenz Gottes usw.

² S. Kierkegaard, Die Tagebücher, ausgew. u. übers. v. Th. Haecker (Innsbruck 1923) II 50 (im Text zitiert: Tgb.).

ist eigentlich der Eindruck, den man in seiner Kindheit davon bekommt, also der Beweis, der zum Unterschied von jenen vielen Gelehrten und Hochtrabenden so bezeichnet werden könnte: das ist ganz gewiß, denn das hat mein Vater mir gesagt“ (Tgb. I 392). Eine solche auf unbedingtem Vertrauen ruhende Glaubensgrundlage – zumal wenn sie, was bei Kierkegaard nicht der Fall war, von Mutter und Vater gemeinsam geschaffen wird durch das Erlebnis ihrer Verbundenheit und ihrer ehrfurchtgebietenden, liebevollen Autorität – ist das segensreichste Geschenk, das Eltern ihren Kindern in das Leben mitgeben können.

In seiner Frühkindheit lernt ein auf solche Weise umsorgtes Kind, im steten vertrauten Wechselbezug mit seiner engsten Umgebung – wenn auch nicht bewußt, so doch empfindungsmäßig – auf dem Weg der Gewöhnung (Gewöhnung und Wohnen hängen nicht nur formal, sprachlich, sondern auch inhaltlich zusammen) gleichzeitig die Erfahrung zu machen, daß es zwar ein wichtiger, geliebter Teil seiner Umwelt ist, daß es aber neben und außer ihm noch andere Wesen gibt, die gleichfalls Eigenansprüche in bezug auf Anerkannt- und Geliebtwerden haben³. Nur in einem in sich ausgeglichenen harmonischen Familienverband vermag das Kind den dadurch bedingten, zeitweise unvermeidbaren persönlichen Interessen- und Liebesentzug als nicht feindlich gegen sich selber gerichtet hinzunehmen und zu ertragen.

In dem Erleben der Familie als Spannungsfeld von Ordnung und Freiheit und des darin doch immer wiederkehrenden Ausgleichs von Forderung und Gewährung, von Liebe und Pflicht, dämmert dem Kind allmählich die Ahnung auf, daß auch die von ihm ursprünglich als fremd und gegensätzlich empfundenen Wesen seiner nächsten Umgebung zusammengehören, und daß es etwas gibt, was sie alle untereinander und miteinander in geheimnisvoller Bezogenheit verbindet. Je älter es wird und je größer die Familiengemeinschaft ist (ihre harmonische Einheit abermals vorausgesetzt), um so leichter wird ihm die Anpassung und Einordnung in dieses Gesamtgefüge. Um so leichter wird ihm auch die Anerkenntnis und Befolgung der ihm allmählich auch in ihrer Sinnhaftigkeit bewußtwerdenden verschiedenen Ordnungsprinzipien, die dieses Gefüge bilden und zusammenhalten. Ein solches Gefüge meint Kierkegaard, wenn er sagt: „Denk Dir einmal ein Familienleben in seiner Schönheit, gegründet auf eine tiefe innerliche Gemeinschaft, ein Familienleben, das die verbindenden Elemente geheimnisvoll verbirgt (jede Familie hat ihre Hausgötter, wenn sie auch nicht im Vorzimmer stehen), das in einer sinnreichen Verschlingung der gegenseitigen persönlichen Verhältnisse besteht, so daß man den Zusammenhang nur ahnt, ein Familienleben, dessen verborgenes inneres Sein sich in eine so schöne äußere Form kleidet, daß die Fügung nirgends erzwungen scheint“ (II, 71). In der unmittelbaren Teilhabe an einer solchen Gemeinschaft lernt das Kind verstehen und begreifen, was es bedeutet und erfordert, Mitglied einer die Gegensätze übergreifenden Einheit sein zu dürfen. Im täglichen Umgang mit seinen Angehörigen wird ihm gefühlsmäßig offenbar, was die Weisheit des ersten

³ Vgl. O. Forel, *Einklang der Geschlechter* (Zürich 1955) 218.

Korintherbriefs, wenn auch in einem anderen Zusammenhang, ausspricht: „Ob nun ein einziges Glied leidet, es leiden mit ihm alle Glieder; oder ob ein einziges Glied verherrlicht wird, es freuen sich mit ihm alle Glieder“ (1 Kor 12, 26). Kierkegaard hat diese Weisheit direkt auf das Leben in der Familie übertragen: „So isoliert will man doch nicht sein, so unnatürlich, daß man nicht die Familie als ein Ganzes betrachten wollte, an dem kein Glied leiden kann, ohne daß alle anderen mitleiden“ (I 144).

Was eine solche auf schlichter und unmittelbarer Glaubensgrundlage gewonnene Einsicht für die weitere innere Entwicklung des Menschen bedeutet, mag daraus erhellen, daß ihm vorgelebtes Leben gleichsam schon in der Frühkindheit verstehen lernen hilft, daß Gegensätze nicht immer sich ausschließenden Charakter haben, und daß man zu einer eigentlichen Sinnfindung des Lebens erst kommt, wenn man gelernt hat, sich selbst als dienendes Glied eines Ganzen zu begreifen.

Verarmte Kindheit – verschlossener Lebenssinn

Werden einem Kind – wie das bei Sören Kierkegaard der Fall gewesen ist – niemals die Segnungen eines solchen harmonischen Familienlebens zuteil, so lernt es schon frühzeitig die Traurigkeit der Vereinsamung kennen – und fühlt sich verloren auf dem weiten Meer des Lebens. Es bleibt in ewiger Sehnsucht nach einem festen Ankergrund, nach etwas, bei dem es Halt und Zuflucht finden kann. Versucht dann einer der Elternpartner – wie Kierkegaards Vater das getan hat, dem selbst das unmittelbare Vertrauen und die Liebe zum Leben fehlte – gleichsam als Ersatz für die eigene mangelnde Liebesfähigkeit seinem Kind eine Glaubensgrundlage zu schaffen, indem er es in der christlichen Lehre unterweist, die gebietet, sein Herz nicht an irdische Wesen und Dinge zu verlieren, sondern Gott in Christus allein zu lieben, so kann das ein Kind nicht verstehen.

Wörtlich bekennt Kierkegaard: „Als Kind wurde ich streng und ernstlich im Christentum erzogen; ... an Eindrücken, worunter der schwermütige Greis, der sie auf mich legte, selbst erlag, hatte ich mich schon in frühester Jugend verhoben“ (X 54). „Mensch war ich nicht gewesen, am allerwenigsten Kind und Jüngling ... Ich habe keine Unmittelbarkeit gehabt“ (X 57). Und von der Lehre des Christentums lesen wir bei ihm: „Sowenig das Christentum in der Kindheit der Menschheit in die Welt kam, sondern in der Fülle der Zeit, ebensowenig paßt das Christentum in seiner entschiedenen Gestalt für jedes Alter ... Christentum läßt sich nicht in ein Kind hineinflößen, denn jeder Mensch faßt nur, was er gebrauchen kann, und das Kind kann das Christentum in entschiedener Weise nicht gebrauchen“ (VII 269).

Das Christentum in seiner entscheidenden Gestalt wird sinnhaft erlebbar von der Gestalt des Kreuzes her, das den Menschen daran erinnert und mahnt, daß er dieser Welt, die er mit allen Fasern seines Herzens liebt, absterben soll und muß. Dieses Christentum kann ein Kind nicht gebrauchen und nicht verstehen. Was es braucht und

wonach es hungert, um leben zu können, ist gerade die Liebe dieser Welt. So kann es das Christentum in der Gestalt des Kindes in der Krippe sehr wohl verstehen, zu dessen Ehre Cherubinen singen und vor dem Könige und Fürsten aller Welt sich in Freude über sein Kommen verneigen. Aber auch diese Gestalt faßt es nicht in ihrem tieferen Sinn, sondern nur kindgemäß. Kierkegaard sagt darüber: „Wenn man vom Christentum redet und das Kind nicht im übertragenen Sinn gewaltsam mißhandelt, so eignet es sich all das Milde, das Kindliche, das Liebenswürdige, das Himmlische an; es lebt mit dem kleinen Jesuskind und mit den Engeln und mit den heiligen drei Königen zusammen, es sieht den Stern in der dunklen Nacht, es reist den weiten Weg, jetzt ist es im Stall, fällt in eine Verwunderung nach der andern, sieht immer den Himmel offen, sehnt sich mit der ganzen Innigkeit seiner Phantasie nach diesen Bildern, ja, und laß uns die Pfeffernüsse und all die andere Herrlichkeit nicht vergessen, die bei der Gelegenheit mit abfällt“ (VII 276).

Kierkegaard hat die Grundgestimmtheit „häusliches Glück“ – „Geborgenheit im Kreis der Familie“ nie kennengelernt. Als Fünfundzwanzigjähriger schreibt er in sein Tagebuch: Ich war zerrissen „in meinem Innern, ohne alle Aussicht, ein irdisch glückliches Leben zu führen“ – und mit einer den Grundgedanken der späteren Tiefenpsychologie vorwegnehmenden Einsicht fügt er hinzu: „... ohne alle Hoffnung auf eine glückliche und angenehme Zukunft, wie sie in der historischen Kontinuität häuslichen Familienlebens liegt und aus ihr am natürlichsten hervorgeht“ (Tgb. I 120).

Wir wissen, daß Kierkegaards Vater, in Schwermut befangen, mit seinen pietistisch-zwanghaften Schuldängsten die ganze Familie tyrannisierte. Entgegen der schlichten Lehre von der christlichen Nächstenliebe, die er zwar immer im Mund führte, schreckte er nicht einmal davor zurück, die nur aus gesellschaftlich erzwungenen Gründen geheiratete Frau, die Mutter seiner Kinder, vor diesen verächtlich zu machen (IV 125) und ihren Erziehungseinfluß bewußt auszuschalten. Damit hatte er bereits in frühester Kindheit die Möglichkeit der Bildung einer absoluten Vertrauensgrundlage in dem Herzen seines Kindes zerstört.

Es ist psychologisch nur folgerichtig, wenn sich in einer solchen Umgebung, in der beide Elternteile in unüberbrückbarer Gegensätzlichkeit leben, auch in der Seele des ihrer gemeinsamen Fürsorge anvertrauten Kindes keine Glaubensgrundlage bilden kann. Worin soll jenes unmittelbare Vertrauen wurzeln, woher soll der Glaube genommen werden, daß es ein alle Gegensätze und Widersprüche des Daseins in Liebe verbindendes, ausgleichendes und überhöhendes Ganzes gibt?

Es hat sicher eine tiefere Bedeutung, daß das Wort „Eltern“ nur eine Mehrzahlform hat, in der die Zweierheit der Partner als Einheit ausgedrückt wird. Darin zeigt uns bereits die Sprache an, daß Eltern untrennbar sind, daß Mann und Frau, Vater und Mutter zueinander gehören. Wenn jeder der Elternpartner ausschließlich nur sich selber lebt und nichts Höheres zum Ziel hat als Selbstbehauptung und Durchsetzung seines Eigenwillens, wenn ein Kind nicht in der Elternehe die Verwirklichung der schönen Harmonie erleben darf, „gegründet auf eine tiefe innerliche Gemeinschaft“ (II 71)

(denn Familie bedeutet ursprünglich „Haus-Gemeinschaft“), wenn es Tag für Tag nur den Erschütterungen ausgesetzt ist, die der Streit und die Zwietracht jener Menschen mit sich bringen, deren beider Erbteil es als seinen Wesensgrund in sich trägt, da muß es mit erschreckender Folgerichtigkeit von der im Haß sich äußernder Selbstliebe beider – bewußt oder unbewußt – gleichfalls in die Einsamkeit der selbstischen Liebe und in einen inneren Konflikt hineingetrieben werden. Diese Einsamkeit aber ist Ausdruck des Leidens an sich selbst, und ihre Symptome sind: innere Unfreiheit und Angst. Kierkegaard hat dieses Leiden auch „die stille Verzweiflung“ genannt.

Solange Eltern auf diese Weise ihren Kindern das vorenthalten, woraus sich ihnen später der Sinn des Lebens stufenweise erschließen soll und kann, nämlich die Kontinuität eines gegenseitigen Vertrauens, solange sie in ihrer Beziehung zueinander kein lebendiges Beispiel geben für eine doch immer wieder zum Ausgleich führende sinnerfüllte Bezogenheit der Gegensätze, solange behalten Kierkegaards Klagerufe, auch wenn er nur bedingt Wahres verallgemeinert, erschreckende Gültigkeit: „Fürchterlich der Leichtsinn und die Sicherheit, womit die Kinder auferzogen werden: und doch ist jeder Mensch wesentlich, was er wird, wenn er zehn Jahre alt ist; und doch wird man finden, daß fast alle von ihrer Kindheit her ein Gebrechen tragen, das sie im 70. Jahr noch nicht verwinden, und daß alle unglücklichen Individualitäten gern einen verkehrten Kindheitseindruck bewahren. Wehmütige Satire über das Menschengeschlecht: daß die Vorsehung deshalb fast jedes Kind so reich ausgestattet hat, weil sie wußte, was da bevorsteht: auferzogen werden zu sollen von ‚Eltern‘, verpfuscht zu werden, soweit ein Mensch das vermag“ (Tgb. II 61).

Religiöse Erfahrung in der Natur

Kierkegaard wußte, wie nachhaltig und vielfältig Kindheitserlebnisse in das Leben eines Menschen hineinwirken, seien sie positiver oder negativer Art. Er wußte aber auch darum, daß Erziehungseinflüsse allein noch nicht das Schicksal eines Menschen ausmachen. In einer Tagebuchnotiz aus dem Jahr 1835 (ein Jahr nach dem einschneidenden Erlebnis des Todes seiner Mutter) ist uns von ihm ein Bekenntnis erhalten, das zeigt, wie er in späteren Jahren doch noch zu jenem Gefühl der inneren Geborgenheit in einer alle Gegensätze dieser Welt umgreifenden Einheit finden durfte.

Während Kinder einer harmonischen Familiengemeinschaft an der Hand ihrer Eltern und Nächsten in Nachahmung und Nachleben ihrer Vorbilder (eine seltsam tiefe Bedeutung des Begriffs „Nachleben“ wird hier durchsichtig) gleichsam spielend auf den Weg der Humanität geführt werden, auf jenen Weg des „in der menschlichen Freiheit begründeten, gerade in dieser Freiheit notwendigen Miteinander von Mensch zu Mensch“⁴, mußte Kierkegaard einen langen, leidvollen Weg innerer Einsamkeit gehen,

⁴ K. Barth, *Mensch und Mitmensch* (Göttingen 1958) 78.

um dank einer seltenen Begnadung durch das Erlebnis der Natur in sich zur Erfahrung eines sinnoffenbarenden, übergegensätzlichen, einheitlichen Lebensgrundes zu finden. Dadurch gewann er eine vollkommen neue Einstellung zu sich selber und zur Welt. Seine Tagebucheintragung lautet:

„Wenn man von Keven über Sortebro auf die nackten Felder geht, die entlang dem Strande ziehen, ungefähr eine Viertelmeile nach Norden, kommt man zu dem höchsten Punkt hier, nämlich Gibbjerg . . .

Und wenn ich hier stand an einem stillen Abend, wenn das Meer mit tiefem, aber stillem Ernst seinen Gesang anstimmte; wenn mein Auge nicht einem einzigen Segler begegnete auf der ungeheuren Fläche, sondern das Meer den Himmel begrenzte und der Himmel das Meer; wenn auf der anderen Seite des Lebens betriebsames Lärmen verstummte, und die Vögel ihr Abendgebet sangen, da stiegen aus den Gräbern für mich die wenigen lieben Toten, oder besser gesagt, es kam mir vor, als wären sie nicht gestorben . . .

Oft stand ich hier und schaute aus über mein vergangenes Leben und über die verschiedenen Umgebungen, die Macht über mich ausgeübt hatten; und das Kleinliche, das so oft im Leben Anstoß gibt, die vielen Mißverständnisse, die so oft Gemüter voneinander trennen, die, wenn sie recht einander verständen, mit unauflöslichen Banden sich zusammenknüpfen würden, schwanden hin vor meinem betrachtenden Blick.

Wenn das Ganze – in solcher Perspektive gesehen – nur die größeren, die kräftigeren Umrisse zeigte, und ich so nicht, wie man so oft tut, im Moment mich verlor, sondern das Ganze sah in seiner Totalität, da stärkte ich mich, die Dinge anders anzugreifen, zu gestehen, wie oft ich selber Mißgriffe getan hatte, und anderen zu vergeben.

Wenn ich hier stand, ohne daß Verstimmtheit oder Verzagtheit mir mich selbst als nur ein Anhängsel zu den Menschen sehen ließ, die gewöhnlich mich umgeben, oder ohne daß Stolz mich selbst zu dem konstituierenden Prinzip in einem kleinen Kreise machte, wenn ich so hier stand, allein und verlassen, und die Macht des Meeres und der Kampf der Elemente mich an mein Nichts erinnerten, und auf der andern Seite der sichere Flug der Vögel mich an Christi Worte erinnerte: „Nicht ein Sperling fällt zur Erde ohne den Willen eures himmlischen Vaters“: Da fühlte ich auf einmal, wie groß und wie klein ich bin; da hatten jene beiden großen Mächte Stolz und Demut freundlich sich vereinigt“ (Tgb. I 13 ff.).

Wir ergänzen hierzu: jene beiden Mächte, die bis dahin durch den Widerstreit in seinem Innern ihn nicht zum Glauben an die Himmel und Erde verbindende Macht der Liebe finden ließen: das unglückselige Erbe des schwermütigen, in Worten die Welt verneinenden Vaters, und das von ihm wie ein stilles Glück gehütete Erbteil der sinnenfrohen, die Welt in stiller Ergebenheit bejahenden, vom Vater zeitlebens gedemütigten Mutter. Kierkegaard, der in der Erfahrungswirklichkeit der Menschen, denen er blutmäßig verbunden war, nie eine seelische Einheit empfinden durfte, fand nun in der Innerlichkeit seines Herzens zu jenem Glaubensgrund, der ihm in der Befreiung von aller selbstischen Liebe die Kraft gab, alles, was er bisher als gegensätzlich empfunden hatte, als zur Vereinigung aufgegeben zu betrachten. „Um wahre Demut zu lernen“, schreibt er deshalb an späterer Stelle in seinem Tagebuch, „ist es gut, daß der Mensch sich aus dem Getümmel der Welt zurückzieht; denn im Leben ist ent-

weder der deprimierende oder der erhebende Eindruck zu übermächtig, als daß das wahre Gleichgewicht zustande kommen kann. Mitten in der Natur, wo der Mensch, frei von der oft qualmigen Luft des Lebens, freier atmet, hier öffnet sich die Seele willig jedem edlen Eindruck. Hier tritt der Mensch heraus als der Herr der Natur; aber er fühlt auch, daß in ihr ein Höheres sich zeigt, etwas, vor dem er sich beugen muß; er fühlt eine Notwendigkeit, sich hinzugeben der Macht, die das Ganze regiert“ (Tgb. I 17).

Die tiefgreifende innere Wandlung, die das Gibbjerg-Erlebnis in Kierkegaard bewirkte, wird deutlich in seinem Entschluß: „Da stärkte ich mich, die Dinge anders anzugreifen, zu gestehen, wie oft ich selber Mißgriffe getan hatte, und anderen zu vergeben“ (Tgb. I 15). Stolz und Demut hatten sich in ihm seit diesem Augenblick, da er mit Seele Himmel und Erde bejahren konnte, freundlich vereinigt.

Uns gemahnen die Schlußworte seines Bekenntnisses an jenes alte, von Kierkegaard so geliebte Wort: „De te narratur fabula!“ Diese Schlußworte lauten: „Glücklich ist der Mann, für den dieses möglich ist in jedem einzelnen Moment seines Lebens; in dessen Brust jene beiden Faktoren nicht bloß einen Vergleich geschlossen, sondern einander die Hand gereicht und Hochzeit gehalten haben – eine Ehe, die weder eine Vernunftehe noch eine Mesalliance ist, sondern eine in Wahrheit stille Hochzeit, gehalten in der tiefsten verborgenen Kammer des Menschen, im Allerheiligsten, wo nicht viele Zeugen zugegen sind, sondern wo alles vor sich geht allein vor den Augen dessen, der allein der ersten Hochzeit im Garten Eden beiwohnte und das Paar segnete, eine Ehe, die auch nicht unfruchtbar bleiben, sondern gesegnete Früchte haben wird. Ruhig und still wird sein Leben hinfließen, und er wird weder des Stolzes berauschen- den Becher noch der Verzweiflung bitteren Kelch leeren. Er hat gefunden, was jener große Philosoph, der durch seine Berechnungen die Angriffswerkzeuge der Feinde vernichtete, wünschte, aber nicht fand: jenen archimedischen Punkt, der eben deshalb außer der Welt liegen muß, außerhalb der Schranken von Zeit und Raum“ (Tgb. I 15).